

Karin METZLER, Eustathios von Thessalonike und das Mönchtum. Untersuchungen und Kommentar zur Schrift „De emendanda vita monachica“. Supplementa Byzantina, Texte und Untersuchungen, Band 9, herausgegeben von H.-G. Beck (†) – A. Kambylis – R. Keydell (†), Berlin/New York: De Gruyter 2006, XIII + 624 S., und dieselbe, Eustathii Thessalonicensis De emendanda vita monachica, recensuit germanice vertit indicibusque instruxit, Corpus Fontium Historiae Byzantinae, Volumen XLV, series Berolinensis, ediderunt H.-G. Beck (†) – A. Kambylis – R. Keydell (†), Berlin/New York: De Gruyter 2006, VIII + 56* + 270 S.

Beide Bände sind Frucht der Habilitationsschrift der Verfasserin, die im Jahre 2004 an der Freien Universität Berlin eingereicht und von D. R. Reinsch betreut wurde, während sich das Thema A. Kambylis verdankt, wie dem Vorwort zu entnehmen ist. Mit dieser Arbeit wird eine empfindliche Forschungslücke geschlossen, denn seit der Edition von G.L.F. Tafel (1832), der nicht alle Handschriften¹ angemessen berücksichtigen konnte und den Codex Vaticanus graecus Nr. 1409, der aus dem 13./14. Jh. datiert, nicht kannte, gab es keinen neueren Versuch mehr, einen vollständigen kritischen Text² dieser wichtigen Schrift des Eustathios herauszubringen, zusammen mit einer neueren Übersetzung³ oder einem Kommentar. Glücklicherweise hat die Verf. mit ihrer lange dauernden und entbehrungsreichen Arbeit diesem Mangel abgeholfen und eine methodisch schulmäßige Untersuchung vorgelegt, die den Weg für weitere Forschungen ebnet. Sie hat nicht nur den Text auf der Basis des mittlerweile bekannt gewordenen Handschriftenmaterials (drei Manuskripte: Basel, Universitätsbibliothek A III, A II 20, Anf. 13. Jh., fol. 177v-220v; Vaticanus graecus Nr. 1409, Ende 13./14. Jh., fol. 200r-219v; Wien, Österreichische Nationalbibliothek, theol. Gr., um 1300, fol. 185r-237v) kritisch erschlossen, sondern seinen Inhalt durch eine moderne deutsche Übersetzung auch für breitere Kreise zugänglich gemacht und das Verständnis dieser eustathianischen Schrift durch einen ausführlichen Kommentar erheblich gefördert.

Die Schrift des Eustathios ist deshalb so interessant, weil sie uns einen lebendigen Einblick in das mönchische Alltagsleben im 12. Jahrhundert vermittelt und uns mit vielen Mißständen in den damaligen Klöstern vertraut macht, die Eustathios, der große Gelehrte und Bischof aus Thessalonike, der uns vor al-

¹ Die Handschrift W wurde ihm erst während der Drucklegung bekannt, siehe Metzler (CFHB 45) 44f*.

² A. Mai legte nur eine Teiledition vor (1841), siehe Metzler (CFHB 45) 44f*.

³ Eine neugriechische Übersetzung von Kalaitzukes (2003) legte Tafels Text zugrunde, siehe Metzler (CFHB 45) 44f*.

lem durch seinen Homerkommentar bekannt ist, anprangert und aus eigener Anschauung und Erfahrung detailreich schildert.

Besonders interessant ist etwa, wenn er die manipulativen Praktiken – man könnte schon fast von Formen der Gehirnwäsche sprechen – beschreibt, mit denen ehemals vermögende, aber arglose Menschen von den Mönchen zum Eintritt ins Kloster bewegt und am Ende ihres Vermögens beraubt werden. Wenn sie dann merken, daß sie in eine Falle getappt sind, hält man ihnen die Klosterregel, das Typikon, vor die Nase, in dem die Besitzlosigkeit des Mönchs natürlich festgeschrieben ist, der sie sich durch den Entschluß, ein Leben als Mönch zu führen, ja verschrieben haben (Kap. 120f). Überhaupt ist ein immer wiederkehrender Vorwurf, der in mannigfachen Variationen auftaucht, das Gewinnstreben sowie das „unseriöse“ Auftreten und Verhalten der Mönche, das mit ihren Idealen, denen sie sich verpflichtet haben, nicht übereinstimmt. Angeklagt wird von Eustathios insbesondere auch die Bildungsfeindlichkeit der Mönche (Kap. 126-147), die sich darin äußert, daß sie ihre Bibliotheken nach und nach auflösen, indem sie die Bücher statt zu lesen, lieber gewinnbringend verkaufen oder besser gesagt verhökern. Berühmt ist eine Szene (Kap. 144), die sich in einem Kloster abspielte, als Eustathios einmal nach einem bestimmten Buch fahndete, das er gerne lesen wollte, und von dem er wußte, daß es sich in diesem Kloster befand. Die Geschichte verdient es wörtlich vorgeführt zu werden:

144. Was für einen Ausspruch, Himmel und Erde, habe ich von einem solchen Mann (sc. einem Mönch) einmal hören müssen! Ich erfuhr, daß an einer bestimmten Stelle ein Buch liege, das Gregor (sc. von Nazianz) verfaßt habe (den man auch den Theologen nennt), der Feuer atmende und glänzende Stilist. Und das Buch war von ganz herausragender Pracht, und sein Ruhm hallte bei vielen wider; es zog dadurch die Leser an, und sie betrachteten es als ein Wunderwerk; und wer es sah, konnte schwelgen am Inneren wie an der äußeren Erscheinung zum Entzücken von Seele und Auge. Auch ich setzte meine Mühe darein, diesem wunderbaren Gregorios zu begegnen, gelangte aber nicht zum Ziel; denn er war irgendwie verlegt, jedenfalls wenn es mich betraf. Natürlich war ich betrübt und fragte den Abt danach (das war ein rechtschaffener Mann und kundig in den Schriften): „Wo in aller Welt ist denn das schöne Buch?“ Er aber schwenkte den Zeigefinger der Rechten im Kreis und antwortete nichts. Als ich darauf beharrte und freundlich wieder fragte, gab er zu, daß das Buch verkauft worden sei. „Denn welchen Nutzen“, meinte er, „hat es schon für uns?“ Als das im Innern meinen Zorn entzündete und ich ihn auch schon leise zum Ausdruck brachte, da führte jener ehrwürdige Mönch auch den klaren Grund dafür an, nämlich: „Wozu brauchen wir auch derartige Bücher?“ Ich aber ließ meinen Zorn in helles Gelächter umschlagen und tadelte ihn, wobei ich zu bedenken gab: „Was braucht ihr schätzenswerten Mönche überhaupt, wenn ihr derartige Bücher für nichts achtet?“; da kehrte sich der Mensch beschämt von mir ab und kam mir in seinem Leben

nicht mehr zu Gesicht; bedrückt, glaube ich, weil die Bücherliebe bei mir so sehr zutage trat.

Kulturhistorisch wertvoll ist beispielsweise auch die Mitteilung, daß Klöster sozusagen als kaiserlicher Catering-Service eingesetzt wurden, allerdings wird das ganz ohne eustathianische Kritik erzählt. So erfährt man (Kap. 65f), daß Kaiser Manuel anlässlich einer spontanen Entscheidung, eine Hochzeit auszurichten, Speisen und Getränke aus einem nahe gelegenen Kloster holen ließ, das kurzfristig in der Lage war zu liefern. Dieses Exempel wird als Beispiel für das Besitzen und Erwerben in moralisch einwandfreier Weise nach dem Vorbild des alttestamentlichen Hiob erzählt:

65. Daß das Besitzen im richtigen Sinn wie auch das Erwerben, ja, sogar das Erwerben im Übermaß durch häufigen Zuwachs nicht untersagt ist, hat schon früher der große Hiob beglaubigt, bei dem der große Besitz nicht verhinderte, daß Gott selbst das Zeugnis ablegte, vor allen Menschen jener Zeit stehe jener ihm am nächsten. Es kommt mich aber an, diesen Satz durch etwas vor kurzem Erlebtes zu bekräftigen.

66. Wir sind noch eingedenk des für seine edlen Taten berühmten Kaisers Manuel. Auch ist uns das Kloster Joannes des Vorläufers [d. h. des Täufers] in der Großen Stadt bekannt, Petra, der Fels, von dem, wie der Psalm sagt, „Wasser ausströmen“ zum Heile derer, die nach dem Evangelium davon zu trinken verlangen; auch „Honig saugen“ aus ihm alle diejenigen, die sich aus der Bitterkeit des Lebens ihm nahen, der Fels, zu dem „die Hasen fliehen“ und als Löwen zum Kampf mit den wilden Tieren des Satans ausziehen. Jener seliggepriesene Kaiser also, von zahllosen Sorgen umfungen, die ihn, auch wenn er die Weltgeschicke lenken mußte, doch nicht davon abbrachten, zuweilen auch auf das Kleinste sein Augenmerk zu richten, kam einst inmitten in der Nacht auf den Gedanken, eine vornehme Hochzeit auszurichten (denn nicht einmal die Nächte hielten jenen davon ab, für die ganze Welt zu wachen, so daß er sich beinahe bis zur Schlaflosigkeit kasteite). So befahl er, das Hochzeitsfest zu vollziehen. Der Ort für das Fest war der Blachernenpalast, von dem das Kloster Petra nicht weit entfernt ist; der Zeitpunkt aber war der Sonntag Tyrophagos, der „Vorläufer“ des Großen Fastens. Die Leute, die Dienst hatten, waren außer sich, daß man ihnen zu solcher Stunde etwas auftrage, das gehörigen Zeitaufwand erfordere, und fragten den Kaiser, den Herrn über alles Wissen, wie sie denn um Himmels willen seinen Befehl ausführen sollten zu einem Zeitpunkt, da für ein Hochzeitsbankett keine Speisen vorhanden seien, gerade nur das, was zum Hochzeits-Gottesdienst gehöre. Da dachte er noch einmal scharf nach, und im Nu fiel ihm das Kloster Petra ein; er sagte, von dort könne man alles für diesen Zweck haben, und befahl sogleich, Leute dahin zu schicken. Die Schnellläufer aus der Dienerschaft - nichts wie hin zum Kloster, und sie klopfen temperamentvoller, als man wohlzogenerweise tut; so erhob sich Lärm. Der Pförtner erlaubt sich leisen Spott, erfährt die Ursache der Aufregung und läuft hinauf, um dem Abt den Vorfall zu melden. Dieser gibt bereitwillig den Befehl, den kaiserlichen Willen zu erfüllen. „Gesagt, getan“: Brot von allen Arten war in Fülle vorhanden, poröses, schaumartiges, ganz weißes; dann auch anderes, nicht nur nicht schaumig, sondern sogar gepreßt. Gers-

tenkeks in den verschiedensten Formen. Wein ist zur Hand, nicht nur säuerlicher, sondern auch süßer. Einkellertes Obst. Gesalzene Oliven; Käse in Fülle. Pökelfische; auch einige frisch in Salz eingelegte, viele in Essig. Auch an Kaviar war kein Mangel, und zwar von beiden Sorten: einmal der rötlich glänzende, den man in der Gestalt von zweigeteilten Scheiben aufischt; sodann der schwarze, von dem man kleine Berge in Körbchen serviert; aus den nördlichen Ländern liefert ihn (neben anderen Handelsorten) auch der Don, der sich in das Schwarze Meer ergießt. Dies war alles gleich zur Stelle, und man lud es auf Maultiere und andere Lasttiere und brachte es fort. Als alles dem Kaiser vor Augen kam, fügten die Dinge seinem Schatz ein gepriesenes Wunder hinzu, so daß er frohlockte, und bei der Hochzeit sorgten sie für alles Nötige. So wurde dem großen Kaiser ein Dienst geleistet, Gott, der König aller, wurde verherrlicht; mit ihm wurde auch der allerheiligste Joannes der Vorläufer verherrlicht, der ebenso, wie er sich in seiner ursprünglichen Nacktheit gefallen hatte, wohl auch Freude hatte, wie in seinem Namen später das Prodromos-Kloster Reichtum erwarb. Und auf der Stelle erfolgte eine kaiserliche Entschädigung in Form eines „Erwerbs“. Das ist die Frucht von Freundlichkeit und geistlichem Unterscheidungsvermögen; das ist der Lohn für die Verausgabung eines Schatzes, wenn auch nicht an Arme, so doch für einen anderen notwendigen, Gott wohlgefälligen Zweck. Siehe also, auch das ist ein Erwerb über alle Maßen, wie er Mönchen ansteht, er verdient großes Lob. Erwerben also, weiteren Besitz erwerben und über alle Maßen erwerben sollen die Mönche, soweit es recht ist. Sonst aber wäre es besser, sie stürben des kläglichsten Hungers, als daß sie sich mit einem Besitz umgeben, der gegen den Kanon streitet.

Die deutsche Übersetzung ist gut lesbar und gibt den Originaltext präzise wieder. Bei Stichproben habe ich keine gravierenden Fehler gefunden. Gewünscht hätte man sich vielleicht noch eine ausführlichere Behandlung der Prinzipien der Übersetzung, die etwas kurz geraten scheint (8 Zeilen, S. 56*). Doch finden sich weitere Hinweise im Kommentar.

Der Kommentarband besteht einerseits aus einer Reihe von Texten („Teil A: Untersuchungen“, S. 1-311), die das historische, sprachliche und theologische Verständnis der Schrift fördern, andererseits aus einer fortlaufenden Einzelkommentierung (Teil B: Kommentar, S. 312-600), die eine solide Basis für weitere Untersuchungen bietet. Besonders nützlich ist auch ein „Register monastischer Kernbegriffe“ (S. 213-255). Die Verf. versucht, möglichst alle anstehenden Fragen und Probleme zu behandeln oder wenigstens anzureißen. Insgesamt ist der Verf. das auch geglückt.

Hinweise: Zu S. 90f („Dichtungstradition“): Daß Eustathios zu Beginn seiner Schrift um den Beistand von Heiligen (hier: ideale, verstorbene Mönche, später Elias als Leitfigur) bittet, ist seit dem frühen Christentum ein häufig vorkommender Topos in christlichen Texten und

taucht in vielen Variationen auf.⁴ Ersetzt wird mit einer solchen Anrufung der pagane Musesanruf, wie die Verf. mit Recht betont. Das ist aber andererseits auch so bekannt, daß dafür ein paar Bemerkungen ausgereicht hätten. Zudem fehlen gerade Beispiele aus christlichen Texten.

Zu S. 243-246 (*meli*: „Honig“): Bei dem Bienengleichnis werden dankenswerterweise zahlreiche Stellen angeführt, die zu dieser literarischen Tradition gehören. Der locus classicus, der sich bei Basilius in seiner Schrift an die Jugend findet und speziell das Auswählen paganer Texte für die christliche Lektüre betrifft und den Eustathios offenbar vor Augen hatte, geht in der Flut der Belege allerdings ein wenig unter.

Zu S. 254f (*philosophia*: „Philosophie“) Eine eminent wichtige Stelle zum Verständnis des mönchischen Philosophie-Begriffs findet sich bei Sozomenos, h.e. 1,12f. Diese Stelle sollte unbedingt in diesem Zusammenhang zitiert werden. Sozomenos macht deutlich, daß der herkömmliche wissenschaftliche Philosophie- oder Bildungs-Begriff mit dem mönchischen Philosophie-Ideal, das sich an der Askese ausrichtet, nicht korrespondiert.

Zu S. 511: Hier ist im Eifer des Gefechts Gregor von Nazianz (sc. der Theologe) mit Gregor von Nyssa in der kursiv gedruckten Zwischenüberschrift verwechselt worden.

In der Textausgabe wird bei den Homerziten immer noch auf die alte Ausgabe von D.B. Munro bzw. T. Allen verwiesen. Das verwundert ein wenig, wo doch mittlerweile die Ausgaben von M. West oder H. van Thiel oder P. von der Mühl vorliegen.

Eine bibliographische Angabe im Textband (44*): Die lateinische Übersetzung der MPG-Ausgabe (Nr. 135) geht wohl kaum auf J.-P. Migne zurück, da dieser in der Hauptsache als Verleger tätig war, auch wenn seine Angaben auf den Titelseiten uns das glauben machen mögen, daß er selbst ediert oder übersetzt haben könnte.⁵ Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um deutlich zu machen, daß der ein oder andere Leser noch Ergänzungen oder kritische Anmerkungen zu Einzelpunkten bei der gebotenen Materialfülle finden kann. Beeinträchtigt wird dadurch aber in gar keiner Weise die hervorragende Leistung der Verf.

In seiner kürzlich erschienenen Geschichte der byzantinischen Literatur hat J.-O. Rosenqvist⁶ darauf aufmerksam gemacht, daß in der Byzantinistik immer noch ein anderer Zustand vorherrschend ist als beispielsweise in der Klassischen Philologie. So gibt es trotz aller internationalen Bemühungen nach wie vor einen Mangel an modernen Ansprüchen genügenden Textausgaben. Ja, es

⁴ Vgl. z.B.: Euseb, De vita Constantini 1, 11, 2: „Angerufen sei Gott als Helfer, und als himmlischer Beistand inspiriere uns der Logos.“ Vgl. B. Studer, Die theologische Arbeitsweise des Johannes von Damaskus. *Studia Patristica et Byzantina*, 2. Ettal 1956, 15: „Die byzantinischen Schriftsteller liebten es, zuerst ihr Unvermögen und ihre Sündhaftigkeit zu bekennen und zu betonen, daß sie nur im Gehorsam und aus Liebe zur Kirche oder zu den Mitbrüdern das Wort ergriffen; sie baten darum um die Hilfe Gottes und das Gebet der Zuhörer und Leser.“ Vgl. H. Hunger, Schreiben und Lesen in Byzanz. München 1989, 97.

⁵ Vgl. R. H. Bloch, *God's plagiarist*, Chicago/London, 1994, 58-77.

⁶ J.-O. Rosenqvist, *Die byzantinische Literatur*, Berlin/New York 2007, 189f.

liegt auf der Hand, daß, sobald neue verläßliche Ausgaben erscheinen, die Forschung dadurch neue Impulse erhält:

Viele Byzantinisten, vor allem byzantinische Philologen, kamen von der klassischen Philologie her, und ihr galt nach wie vor sogar ihr Hauptinteresse. Auch gab es für das Studium von Byzanz keine Begründungen, bei denen man sich auf die Erhaltung und Förderung von Bildung und Kultur berufen konnte, so wie dies in den Altertumswissenschaften oft geschehen ist. Deshalb war bei den Gelehrten oft eine herablassende Haltung gegenüber der Kultur der Byzantiner zu spüren. Ein bekanntes Beispiel ist die Reihe von Editionen der Werke byzantinischer Geschichtsschreiber, die im Laufe mehrerer Jahrzehnte in Bonn herausgegeben wurde. Die einzelnen Bände dieser Reihe waren von angesehenen Philologen erstellt worden, offensichtlich aber haben manche jener Gelehrten die byzantinischen Texte nicht derselben respektvollen Behandlung für würdig befunden, die sie in ihrer Arbeit an antiken Texten für selbstverständlich hielten. Viele der im Bonner Corpus erschienenen Ausgaben sind deshalb wesentlich schlechterer Qualität als andere Editionen derselben Philologen.

Praktisch bedeutet dieses, im Vergleich zur klassischen Philologie gesehen, Nachhinken der Byzantinistik, dass viele der grundlegenden Aufgaben innerhalb des Faches erst noch erfüllt werden müssen. Für die Literatur handelt es sich z.B. darum, endlich zuverlässige Editionen der Texte zu erstellen. Das ist eine zeitraubende Arbeit, und die dafür zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte sind nicht zahlreich. Die Reihe *Corpus Fontium Historiae Byzantinae* (abgekürzt CFHB) wird unter Aufsicht einer internationalen Kommission in mehreren Ländern Europas und in den USA herausgegeben. In dieser Reihe sollen moderne Editionen der wichtigsten historischen Quellenschriften von Byzanz gesammelt werden, und zwar nicht nur solche, die zum Genus Geschichtsschreibung gerechnet werden. Vielmehr gehören die betreffenden Texte verschiedenen literarischen Genera an; auch nicht-literarische Dokumentensammlungen werden mit einbezogen. Viele dieser Texte gehören zu den wichtigsten Werken der byzantinischen Literatur überhaupt. Der erste Band des CFHB erschien im Jahre 1967. Es handelt sich um die zweite Auflage eines Buches, dessen erste, mit der zweiten praktisch identische Auflage schon 1949 in einer anderen Reihe erschienen war. Bisher liegen gut vierzig Bände des CFHB vor, von denen einige recht schmal sind. In der Liste der in Vorbereitung befindlichen Editionen werden ab und zu diskrete Änderungen vorgenommen, aus denen deutlich wird, dass wir noch mehrere Jahre auf eine ersehnte Ausgabe zu warten haben, schlimmstenfalls dass wir vergebens warten müssen, weil die Pläne der Publikation aus irgendeinem Grund begraben worden sind. In den meisten Fällen lässt sich erraten, dass Mangel an den notwendigen Arbeitskräften und/oder Mangel an Geld der Grund dafür ist.

Man versteht leicht, dass in einer solchen Situation die Priorität nicht ohne weiteres der reinen Literaturforschung zuerkannt wird. Es lässt sich sogar sagen, dass gute Voraussetzungen für eine solche Forschung nicht vorhanden sind, solange zuverlässige Texteditionen fehlen und wir deshalb nicht sicher wissen, wie die Texte wirklich aussehen. Die Unterschiede zwischen einer neuen und einer alten Edition sind nicht immer groß. Manchmal sind sie so

klein, dass sie unsere Auffassung des Sinnes und der Form des Textes in keiner entscheidenden Weise verändern. Oft aber haben die Ergebnisse einer Editionsarbeit wesentliche Bedeutung für die Frage, wie die Texte von der historischen Forschung benutzt werden sollen, während sie für die Beurteilung des Werkes als Literatur unwesentlich sind.

Ein moderner Herausgeber bezieht jedoch oft mehr oder weniger stark Analyse und Interpretation des Textes in seine Arbeit ein, oder er sollte es zumindest tun. Das Resultat einer solchen Arbeit kann z.B. eine Übersetzung sein, ein „Kommentar“ (der oft aus einer Reihe von Noten besteht, in denen verschiedene Textstellen erklärt und diskutiert werden), eine selbständige Studie oder, und dies ist oft der Fall, mehrere dieser Möglichkeiten zugleich.

Auf diese Weise kann unter günstigen Bedingungen eine neue Edition eines byzantinischen Textes der nötige Grundstein dafür werden, zur Fortführung einer sinnvollen Erforschung des betreffenden Textes anzuregen. Die Erfahrung zeigt, dass die bloße Existenz einer neuen Ausgabe genügen kann, um einem früher vernachlässigten und vergessenen Text endlich Beachtung zu verschaffen. So kann ein Interesse geweckt werden, das seinerseits zu wichtigen neuen Ergebnissen führt. Das Buch von Margaret Mullett, das am Anfang dieses Kapitels erwähnt wurde, handelt von Theophylaktos, im 12. Jahrhundert Bischof von Ohrid in der heutigen Republik Mazedonien, und geht von einer von ihm hinterlassenen Briefsammlung aus. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass diese Briefe nur zehn Jahre vor dem Buch von Margaret Mullett in einer modernen Edition erschienen sind.

Alles in allem kann man der Verf. nur dankbar sein, daß sie so lange durchgehalten hat (über einen Zeitraum von zehn Jahren) und der byzantinischen Forschung – wie in der von Rosenqvist beschriebenen Weise – ein hervorragendes Arbeitsinstrument für die Untersuchung der Geschichte des Mönchtums im 12. Jahrhundert geschenkt hat.

PD Dr. Horst Schneider
Byzantinisch-Neugriechisches Seminar
Freie Universität Berlin
Ehrenbergstr. 35
D-14195 Berlin
Horst.Schneider@rub.de